Offener Schreibebrief von Lizzie Hanfstengel.

No. 525. Ich kann Ihne sage, Mister Edithor, seller Schreckensdag wo die Ehrschipp-Geschicht gehäppend is, der is mach immer noch nit aus meine Bohns. Der Philipp, was mein Hosband is, der war wie gerädert. Er is bei unser Pulle, wenigstens sixwe Insches länger geworde. Denke Se awwer auch emal, mit was for e Fohrs mir, das meint der Wedesweiler, die Wedesweilern, zwei von seine rehgeller Kostiemersch un mich an sei Lehts gepullt hen — wei das kann ja kein Ellefant aushalte. Mer hen ihn zuerscht in den Badtob gelegt, for daß der Ruß aus den Schimmennie von ihn abgange is. Mer hen ihn so for ebaut e Stund in den heiße Wasser gut sohte lasse un dann hen ich ihn abgedrickelt un zwei von die Männer hen ihn in Bett getrage. O, du mei, was hat der Kunne gejammert un angewwe! Er sagt seine Tscheunts die dehte fühle, als wenn se all los wäre un er hat auch komplehnt, daß das Bett nit groß genug for ihn wär. Sell is auch kein Wunner, wo mir ihn so in die Längde gezoge hen. Mit einem Mal hat ebbes gekracht, eckfädtlie hat es gesaund, als wenn e Ahtomobilch Teier ecksplohde duht, awwer das war gut, bikahs den Philipp seine Bohns sin widder in ihre Tscheunts geschnäppt un so bei un bei hat er seine normel Seis widder gekriegt. Well, wie mer emal so weit ware, is er auch bald ehbel gewese, widder aus den Bett zu gehn un auf seine Füß zu stehn. Ach, mit so en fuhlische Mann hat mer e ganze Latt Trubel! Ich hen die Intenschen gehabt, die Kids ganz schrecklich zu verhammatsche, awwer ich hen die Sach den zweite Gedanke gewwe un hen zu mich gesagt, o well, hen ich gedenkt, es is ja doch keine böse Intenschen von die Buwe ihren Part gewese un mer muß doch immer noch eprieschjiehte, wenn se Zeit un Lust un Liebe finne, so ebbes wie e Ehrschipp auszudiftele un dann is es auch nadierlich, daß se mit ihre Inwenschen e wenig blohe wolle. Un schließlich hen ich es sogar für arig neis gefnnne, daß se ihren Pa zuerscht die Ehr hen gewwe wolle.

Den Weg hen ich also gedenkt, du besser duhst se nit ponnische, wie ich awwer gesehn hen, daß se gleich widder an den Ehrschipp geschafft hen, da hen ich se doch emal diesent daungeloblt. „Ihr nichsnutzige Buwe, hen ich gesagt, seit Ihr nit damit fättisfeit, daß Ihr eieren arme Pa puttienier ums Lewe gebracht habt? wollt ihr auch noch eier eigenes Lewe riskiere?" Da hat der Bennie gesagt: „Ma, was deht denn der Mister Zeppelin for en Mann sein, wenn er sich von so e Kleinigkeit beeinflusse wollt lasse, un deht seine Inwenschens in die Ehrschipp-Lein einfach gehn lasse? Den Pa is ja doch weiter nicks bassirt, eckzept, daß du ihn e wenig hart sei Lebt gepullt hast un an so ebbes is er doch plentie gewöhnt. So schnell wie unser Ehrschipp widder in Schehp is, dann mußt du die erschte Reit mit uns mache!"

Well, Mister Edithor, da hen ich mich awwer doch nit mehr kontrohle könne. Du misserabliger Lausbub, hen ich gesagt, denkst du mehbie daß ich auch dorch den Schiemmenie schleiße könnt? Denkst du denn nur für e Minnit, daß bei mein Seis so ebbes möglich wäre? Du bist e ganz frecher säßiger Bub un dich will ich emal gleich deine Klack fickse. Ich hen mich den Bennie getäckelt un hen ihn e Dräsching gewwe, die war e Pietsch. Wie ich dorch mit ihn war, da hen ich an alle Limbs getrembelt so eckseitet hen ich mich, awwer der Bennie, der Toff, hat da gestanne un hat gelacht. „Ma, hat er gesagt, ich kann gar nit sehn, wie du dich so aufrege un eckseite kannst; du bist kein Springschicken und ich sin kei Behbie mehr. Ich mach dich e Wett, daß du dich dei ganzes Sistem uffgeschehkt hast un mich hat es kei bische weh gedahn." „Du Lausbub, hen ich gesagt, for warum hast du denn das nit gleich gesagt, daß es dich nit weh duht?" „O well, hat er gesagt, wenn ich nit wißt, daß du alle kleine Weil so en Spell un die Idee kriege dehst, daß du mich odder die annere Kids schlagende Beweise von deine mütterliche Lieb gewwe müßt un die Eckseitement deht ich doch gleiche dich zu sehse." Mister Edithor hen Se schon emal so ebbes gehört? Is das e Sprach wo en Bub zu seine Mutter führe duht? Ich hen emal mit den Philipp gesproche, bikahs er is doch gewissermaße sein Pa und Vater. „Der hat gesagt, er deht sich freue, daß der Bub so viel kammen Senz hätt. Mit den viele Prügele deht ich grad so wenig ekamplische, wie mit den viele Schtohlde wo er immer von mich zu höre hätt. Die Mensche dehte mit so ebbes nur stobborn wer'n un das wär all." Mister Edithor ich hen gar nit mehr gewißt, was ich noch hen sage solle. Ich sin mich vorkomme, wie e ganz dumme eenfellige Guhs un ich hen mein Meind aufgemacht, daß ich gar nicks mehr sage wollt. Was duhn ich drum gewwe, wenn aus die Buwe Toffs un Raudies wer'n un wenn der Philipp zu en Mjuhl werd mit all seine Stobbborneß; ich hen mein Part un mein Schehr bei die Etjukehschen von die Kids un in die erschte Lein bei die Herzensbildung gedahn, un ich wäsche mei Händ in Unschuld wenn emol ebbes häppene duht. Sie lönne widder emal sehn, daß ich bei den Philipp nie kein Support nit hawwe kann. Mit allerhand Achtung

Yours

Lizzie Hanfstengel.

Bitter.

Dichterling (zum Schlächter): „Möchten Sie mir nicht wieder ein paar Kilo alter Manustripte abkaufen?"

„Nee, das mach ich nicht mehr, Ihre letzten Gedichte haben mir die ganze Kundschaft verdorben."

Selbstbewußtsein.

Landwirth (Offizier a. D.): „Möchte gern meine Güter selbst bewirthschaften, verstehe nur zu wenig davon!"

Leutnant (aktiv): „Kolossal egal, Freund! Nehmen Sie doch so'n dummen Kerl, der das besser versteht!"

Dann freilich.

Freund: „Weißt Du, heirathen mag ja ganz schön sein! Aber wenn dann Kinder kommen und die ganze Nacht schreien!"

Ehemann: „Ach, das genirt mich z. B. gar nicht — ich geh' immer erst in der Früh' nach Hause!"

Kleiner Unterschied.

Freundin: „Hat sich Deine Frau aber verändert! Als Du sie heirathetest, war sie zum Anbeißen!"

Ehemann: „Hm — und jetzt ist sie bissig!"

Maliziös.

Ein Mittagsgast im Restaurant seufzte plötzlich so schwer auf, daß der Kellner sich erschrocken erkundigte, was ihm fehle.

„O, nichts von Bedeutung!" erwiderte der Gast. „Ich dachte nur eben darüber nach, ob ich wohl je so alt werden würde, wie dieses Huhn!"

Die gefährlichste Waffe.

Lehrerin (vorlesend): „Dann wendete sich die Heldin kühn dem höhnenden Feinde zu und zog ihre todtbringende Waffe aus der Scheide. — Was soll das heißen? — Nun, Erna?"

Erna: „Sie steckte ihnen die Zunge heraus!"

Aeltere Rechte.

Dienstmädchen: Schön ist das nicht vom Herrn Baron, daß er jetzt Euere Gnädige heirathet, wo er doch unserem Fräulein zwei Jahre den Hof gemacht hat!"

„Ja, aber der unserigen macht er 'n schon drei Jahre!"

Aus einem zukünftigen Theaterbericht.

Als der berühmte Sänger sich seine Wohnung begeben wollte, wurden ihm von begeisterten Verehrern die Propeller seines Lenkballons abgedreht.

Kategorisch.

Richter: „Nehmen Sie die dreijährige Gefängnißstrafe an?"

Gattin des Angeklagten (im Zuhörerraum): „Daß Du Dich nicht unterstehst, Karl!!"

„Hat sich dein Doktor nun endlich erklärt?"

„Ach, man kann ja nie mit ihm allein und ungestört sein."

„So? Na dann besuche ihn doch mal in seiner Sprechstunde."

Parvenü: „Ja, was so aus'm Menschen werden kann. Wer sieht mir's noch an, daß ich früher mal Kuhhandel getrieben habe!"

Die Hauptstadt Kanadas.

Ottawa ist ein Emporkömmling unter den kanadischen Städten. Keine Romantik umspinnt ihre Vergangenheit wie die des stillverträumten Quebec oder des majestätischen Montreal. Sie ist durch ein ganz nüchternes Handelsgeschäft entstanden, das man noch auf Heller und Pfennig nachweisen kann. Einen Amerikaner aus Massachusetts lockte im Jahre 1800 der Platz an den Wasserfällen, wo jeder Reisende Halt machen mußte, sein Kanu oberhalb der stürzenden Gewässer zu bringen. Er baute sich eine Hütte auf dem linken Stromufer, gegenüber der heutigen Stadt, sah das Land ringsum als sein Eigentum an und wartete auf Ansiedler, denen er es vorteilhaft verkaufen könne. Nachdem er zwanzig Jahre vergeblich gewartet hatte, waren seine Hoffnungen so gesunken, daß er einem Fahrunternehmer, dem er zweihundert Dollars schuldete, den ganzen Bergrücken des rechten Ufers, eben den Boden von Ottawa, zur Bezahlung seiner Schuld überließ. Die beiden Ansiedler blieben dann so ungefähr die einzigen Bewohner der Gegend, bis im Jahre 1826 ein Regierungsunternehmen auf einmal Leben an die stillen Ufer brachte. Der Krieg mit Amerika 1812 bis 1814 hatte den Kanadiern gezeigt, welche Nachteile es für sie hatte, daß das Südufer des oberen Lorenzstromes in amerikanischen Händen war. Bauten sie aber einen Kanal durch das wasserreiche Gebiet zwischen dem Ontariosee und dem Ottawastrom, so erhielten sie eine Fahrstraße von See zu Meer, die ganz in kanadischem Gebiet lag. Der Lauf des Rideau-Flusses, jenes Nebenflusses zur Rechten, den man von der Stadt aus in den Strom eintreten sieht, bot sich als der beste Abschluß des Kanalweges dar, und so erschienen im Jahre 1827 an seiner Mündung eine Anzahl Ingenieure, Soldaten und Arbeiter unter Führung des Obersten By, um den Bau in Angriff zu nehmen. Viele der Soldaten und Arbeiter wurden nachher Ansiedler, der Kanalverkehr lockte ebenfalls Leute an, und Bytown, wie sich das Oertchen zu Ehren des Obersten nannte, brachte es bis zum Jahre 1854 auf 10,000 Einwohner. Nun gewann es Stadtrechte und vertauschte seinen recht klanglosen Namen mit dem des stolzen Stromes zu seinen Füßen. Als dann vier Jahre später die Einigung der kanadischen Provinzen die Wahl einer Hauptstadt nötig machte, fand man es am klügsten, dem amerikanischen Beispiel zu folgen und dem Streit der großen Städte dadurch zu entgehen, daß man den unscheinbaren Neuling am Ottawa zum Sitze der Regierung erhob. 1860 legte der spätere König Eduard von England den Grundstein zu den öffentlichen Gebäuden; im Jahre 1865 wurden sie eingeweiht. Solcher Glücksfall ließ die Einwohnerzahl der Stadt bald auf 30,000 steigen. Als dann aber die Sägemühle ihren Einzug in die Wälder des oberen Stromes hielt und die Fälle wie der Kanal die Stadt zum Umschlagsplatz eines großen Holzhandels machten, da ging endlich der Traum jenes ersten Siedlers aus Massachusetts in Erfüllung, und beide Ufer des Stromes bedeckten sich mit Wohnstätten, in denen 1900 rund 60,000 und 80,000 Menschen wohnten.

Ottawa ist, wie man hieraus sieht, eine Tochter des neuen Kanadas, das als ein Reich voll Kraft und Eigenart aus der Vereinigung der alten britischen Provinzen emporgeblüht ist. Dieser Geist des neuen Reiches, den ich in den Seeprovinzen noch gar nicht fand und der mir im französischen Kanada nur in den Hafenanlagen Montreals verkörpert erschien, gibt dieser jungen Hauptstadt des Landes durchaus sein Gepräge. Die Bewohner sind ungefähr zu gleichen Teilen von englischer und französischer Abstammung, aber kein Teil der Stadt macht einen ausgesprochen englischen Eindruck. Alles ist nordisch frisch, heiter und neu, voraussetzungslos in Anlage und Stil wie drunten in den Vereinigten Staaten, aber harmonisch zueinander gestimmt nach den Gesetzen der Schönheit, die der Yankee nicht kennt, und beherrscht von einem Geist wohlgeordneter Zusammengehörigkeit, von dem das Chaos einer amerikanischen Stadt ebenfalls nichts weiß. Die Straßen sind symmetrisch angelegt, ohne daß die Natur zerschnitten wäre; auch treten sie mit Strom und Berg einige Male zu anmutig belebten Plätzen zusammen. Die Häuser sind entweder aus hellgrauem Kieselstein oder aus einer goldgelben Ziegelart, die namentlich dann, wenn die Fugen dunkel glasiert sind, frisch und schmuck zwischen den fast überall angepflanzten Ahornbäumen hervorlugt. In den Geschäftsstraßen machen sich weder ungefügige Wolkenkratzer breit noch beleidigen schreiende Reklamen in amerikanischer Art den Blick. Die Stadt hat auch ein Industrieviertel aber es ist fast so schön wie ihre Villenquartiere. Es liegt rings um die Fälle des Ottawa und besteht aus einer Fülle von Sägemühlen, die die tosende Kraft, die da braunweiß die Felsen hinunterstürzt, auf tausendfache Weise in ihren Dienst gezwungen haben. Das Strombett ist fast zugedeckt mit bretternen Gängen, unter denen es gurgelt und strudelt und poltert und stößt, Wasser und Holz und Holz und Wasser, indes es in hundert bretternen Häusern ringsum pfeift und quirlt und kreischt und zischt, wenn die blanken Metallscheiben ihren Weg durch die zähen Stämme reißen. Hier gleitet das Wasser eine enge Holzbahn hinab und trägt kurze Kiefernstücke auf seinem Rücken, die unten in der Holzstoff-Fabrik zu weißem Brei zerrieben werden. Dort trommelt es durch ein Sieb auf Turbinen, die die elektrische Kraft erzeugen, durch die all die fleißigen Maschinen getrieben werden. Dort wieder staut sich die braune Flut in einer kleinen Bucht, wo Knechte mit langen Fanghaken die heranschwimmenden Stämme sammeln und zu Flößen ordnen, die morgen die Weiterreise stromabwärts antreten werden. Aus den Riesenöfen am Ufer aber, in denen das Sägemehl verbrannt wird, schlagen die Flammen gen Himmel und vervollständigen mit ihrem flackernden Spiel die wilde Sinfonie der Elemente.

Trotz dieser ansehnlichen Holzindustrie, die es im letzten Jahr auf eine Förderung im Werte von 6 Millionen Dollars brachte, liegt die größere Bedeutung Ottawas doch in jenen gotischen Gebäuden zu Häupten des Stromes, in denen die politischen Geschäfte des kanadischen Reichs besorgt werden. Es sind drei langgestreckte Bauten mit je einem hohen Turm in der Mitte, die bei all ihrem gotischen Zierrat langweilig wirken würden, wären sie nicht mit einem hellfarbigen Sandstein bekleidet, den dunkelrote Steinbänder um Türen und Fenster noch beleben. Der Stolz der Kanadier ist das mittlere der drei Gebäude, worin das Parlament seine Sitzungen hält. Mit einem Senat von 81 Mitgliedern, der in der roten Kammer zur Rechten tagt, einem Unterhaus von 214 Abgeordneten, die in der grünen Kammer zur Linken sitzen, mit einem der Mehrheit verantwortlichen Premierminister und mit einem Generalgouverneur, der sich weislich hütet, in die inneren Angelegenheiten ihres Reiches einzugreifen, fühlen sich die Kanadier als die Herren in diesem Hause, beschließen Gesetze und treiben eine Politik, in der es wohl einen Weg zu noch größerer Unabhängigkeit, aber nicht zurück zu der alten kolonialen Abhängigkeit vom alten Mutterlande gibt. Hinter dem Parlament liegt in einer prunkvollen Rotunde die Landesbibliothek, die bisher allerdings mehr durch die schöne Holzbekleidung ihres Innern als durch ihre Bücherschätze eine Sehenswürdigkeit ist; in den beiden Seitengebäuden zur Rechten und Linken des Parlaments aber sind, wie um ihre Unterordnung unter die gesetzgebende Gewalt sichtbar zu machen, die Regierungsämter untergebracht. Hier walten der jetzige Generalgouverneur, Earl Grey, und der Premierminister der gegenwärtig herrschenden Liberalen Partei.

Ottawa kann sich weder an Einwohnerzahl noch an Schönheit und Pracht seiner öffentlichen Bauten mit Washington, der amerikanischen Hauptstadt, messen. Der Reichtum und Glanz eines Volkes von 80 Millionen Seelen spiegelt sich eben in den Gebäuden am Potomac wider, der eines jüngeren Volkes von nur sechs Millionen in denen am Ottawa-Strom. Aber die kanadische Hauptstadt hat andere Vorzüge, die den Neid ihrer amerikanischen Schwester erregen können. Sie liegt nicht wie jene in den sumpfigen Niederungen eines träge dahinschleichenden Stromes, unter einem Himmelsstrich, der den Weißen eigentlich nur während dreier Wintermonate bekömmlich ist, sondern in einer Hügellandschaft voll nordischer Frische, deren Luft die unfernen Wasserfälle beständig zu netzen scheinen. Sie ist nicht wie jene umgeben von verwüsteten Wäldern, an deren Rande, wie in Afrika, schmutzige Negerdörfer kauern, sondern von den schönen Forsten des Nordens, in denen der Indianer noch den Bären und das Elen jagt. Sie ist endlich nicht wie jene ein Ort nur von Parlaments- und Regierungsgnaden, in ihr blühen auch Handel und Industrie. Das macht ihre Straßen reich an städtischem Leben, während das stolze Washington mit all seinen Prunkgebäuden leer ist wie ein großes Dorf. Der kanadische Premier hat keinen Grund, den amerikanischen Präsidenten um seinen Wohnsitz zu beneiden.

Der Wert der nach Amerika importierten Edelsteine betrug im abgelaufenen Fiskaljahre rund fünfundvierzig Millionen Dollars. Und das mag denen, die von der Prosperität noch immer nichts spüren, ein Beweis dafür sein, daß sie wirklich und wahrhaftig da ist. Satt können sie freilich von diesem Beweise nicht werden.

* * *

Col. Roosevelt erledigte bei seinem jüngsten Besuch in seiner Office etwa tausend Briefe in zwei Stunden; er ist jedenfalls auch ein Meister im Benutzen des Papierkorbs.

* * *

Um das Schicksal des Sommerweizens ängstigen sich jetzt am meisten die Leute, die ihn nur auf den Börsenschlußscheinen haben.

* * *

Was wir zu sein scheinen, deckt sich nicht immer mit dem, was wir zu sein glauben und beides fast gar nicht mit dem, was wir wirklich sind.

Ein bayrisches Dorf in Griechenland.

Wenig bekannt ist es, daß von den Kolonien, die kurz nach der Begründung des griechischen Königreiches auf griechischem Boden entstanden, die einzige deutsche Besiedelung, die von König Otto selbst ins Leben gerufen wurde, vor den Thoren Athens liegt. Es ist das heute gänzlich verarmte Dorf Herakleion, auf halbem Wege zwischen Athen und dem Villenorte Kephissia, das schon aus der Ferne an dem spitzen Turme seiner kleinen in gotisierendem Stile erbauten Kirche erkenntlich ist. An dreißig Familien bevölkern heute den Ort, aber wir müssen es als eine schmerzliche Enttäuschung empfinden, daß das Deutschthum bis auf geringe Reste fast ganz geschwunden ist.

Wie hier noch überliefert wird, hatte es König Otto den in Griechenland ausgedienten bayrischen Hilfstruppen freigestellt, entweder sofort in die Heimat zurückzukehren oder sich in Griechenland ansässig zu machen. Viele zogen es damals vor, sich in Athen und in den übrigen Städten eine Existenz zu gründen. Ihre Nachkommen, die fast ganz unter den Griechen aufgegangen sind, leben heute noch; ihre deutschen Namen sind aber fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Zur Gründung von deutschen Besiedelungen bot sich damals die beste Gelegenheit, denn Attika war in Folge des verheerenden Freiheitskrieges ganz verödet, die einheimische Bevölkerung war abgezogen, Güter von großer Ausdehnung lagen herrenlos da und die meisten Ortschaften waren zu wüsten Trümmerhaufen zusammengeschmolzen. Otto hatte selbst den Plan gefaßt, Attika mit deutschen Kolonisten, aus dem Bestande der zurückgebliebenen Mannschaften zu versehen; den ersten Versuch unternahm er erst im Jahre 1837. Damals erwarb er das verlassene Dorf Aratli (türkische Bezeichnung für Herakleion), dessen 20 Häuser und eine Kirche längst in Ruinen lagen, und siedelte dort eine Anzahl von verheiratheten bayrischen Handwerkern (Gerber, Schmiede und Tischler) und Landwirthen an. Es ist bei diesem einzigen Versuch geblieben, denn es zeigte sich bald, daß den deutschen Kolonisten in Attika eine Zukunft nicht beschieden war. Einestheils waren es die erschwerten Lebensbedingungen und die ungewohnten klimatischen Verhältnisse, die die Ansiedler aufs schwerste trafen — gleich in den ersten Jahren starben dort mehrere Frauen und Töchter — dann aber bot die Urbarmachung des Bodens und vor allem der Fremdenhaß und der Neid der benachbarten griechischen Landbevölkerung die Ursache zu neuen, oft unüberwindlichen Schwierigkeiten. Kurz, ein glücklicher Stern hat über Herakleion nicht gewaltet.

König Otto hatte bei der Erwerbung des Gutes eine Theilung des Besitzthums für 60 Familien vornehmen lassen. An der Stelle des alten Dorfes, gleichzeitig der höchsten des Anwesens, sollte sich das neue erheben. Für dieses wurde durch die Bayrischen Architekten ein einfacher Bauplan nach der für die großen Gutshöfe üblichen Anlage entworfen. Die Häuser, alle ebenerdig, aus Fachwerk mit Lehmziegelfüllungen, Holzdielen und Schindeldächern, und mit dahinter liegenden kleinen Hofräumen, sollten in vier zusammenhängenden Reihen zu je 15 Häusern aufgebaut werden und einen großen quadratischen Platz umschließen, der nur von vier an den Ecken errichteten Thoren zugänglich sein sollte. Der Bau begann alsbald auf Kosten des Königs, indem zunächst die Häuser nur für 32 Familien, die sich zur Ansiedelung eingefunden hatten, errichtet wurden; die Ost- und die Südseite wurden vollends ausgebaut und anschließend daran der Bau an der Nordseite begonnen. Dabei ist es aber geblieben, denn schon 1843, als infolge der September-Revolution die zahlreichen aus dem griechischen Staatsdienst entlassenen Deutschen die Heimreise antraten, schlossen sich ihnen auch 13 Familien aus Herakleion an.

Die zurückgebliebenen 19 Familien scheinen nach dieser Zeit einen gewissen Wohlstand erreicht zu haben, eine kurze Blüthe, von der sich die Ueberlieferung bei den wenigen noch überlebenden älteren Deutschen erhalten hat. Das Gut kam nun in die Hände der 19 Eigentümer, aber noch heute fließt das einer antiken Wasserleitung entnommene Trinkwasser den 32 Häusern oder Hausruinen zu, genau so wie im Jahre 1837. Das Leben in Herakleion wurde reger; engere Bande wurden mit Athen geknüpft. Die Töchter von Herakleion fanden in der Hauptstadt ihre Ehemänner, aber während die erste Generation noch streng am Deutschthum festhielt, nahm das jüngere Geschlecht schon die engste Fühlung mit der einheimischen Bevölkerung, und so entstanden schon in den vierziger Jahren zahlreiche Mischehen, deren verderblicher Einfluß sich bald fühlbar machte. Bis dahin versah der bayrische Hofkaplan Andreas die geistliche Fürsorge in Herakleion. Erst 1845 legte König Otto den Grundstein zu der noch heute bestehenden, sich mitten auf dem quadratischen Platze erhebenden Kirche, die dem hl. Lukas geweiht wurde. Die Seelsorge wurde einem deutschsprechenden katholischen Geistlichen aus Syra anvertraut, der seines Amtes in treuer Pflichterfüllung dreißig Jahre lang waltete. In der Geschichte des Dorfes war diese Begebenheit das bedeutendste Ereignis. Der Einweihung wohnte selbst die Königin Amalie bei, und alljährlich am Lukastage, wenn Kirchweih gefeiert wurde, fand sich König Otto in Herakleion ein; der Ort zog die Deutschen Athens herbei, und mehrere Jahre hindurch war er der Zielpunkt zahlreicher Veranstaltungen. Dieser Zustand ungetrübter Freude dauerte bis zum Jahre 1862, der den Sturz König Ottos herbeiführte. Ihm folgte ein rascher Niedergang und die völlige Hellenisierung des Ortes.

Das benachbarte Kukuwaones (Eulendorf) benutzte die jetzt eingetretene politische Verwirrung, um, gestützt auf angebliche ältere Vorrechte und wohl auch ermutigt durch verwandtschaftliche Beziehungen, einen nicht unerheblichen Teil der an jenes Dorf grenzenden Ackergründe, im ganzen 4000 Stremata (etwa 1000 Acres) an sich zu reißen. Die längst mit verächtlichen Seitenblicken, mit Neid und Ungunst betrachteten Herakleioten konnten auf die Unterstützung der griechischen Behörden nicht rechnen, und ihre ersten Versuche, durch Selbsthilfe zu ihrem Rechte zu gelangen, gingen fehl. Die Deutschen mußten sich sogar die ärgsten Gewalttätigkeiten von ihren Feinden gefallen lassen. Dieser unerträgliche Zustand dauerte so lange, bis endlich die deutschen Behörden eingriffen und einen gerichtlichen Beschluß herbeiführten, wonach den Herakleioten der rechtmäßige Besitz des ihnen entrissenen Landes zugesprochen wurde. Es blieb aber bei diesem Erfolge, denn die Griechen waren, trotz eines mehrmaligen bewaffneten Aufstandes, nicht imstande, die dauernde Rückerstattung durchzusetzen, und noch besteht die Streitfrage fort, aber niemand im Dorfe hat Lust, noch Zeit und Geld, um sie aufs neue aufzurollen, und niemand außerhalb des Dorfes kümmert sich um die armen Herakleioten.

Um das Deutschtum sieht es heute böse aus. Nach König Ottos Sturz blieben die Ansiedler sich selbst überlassen; man achtete nicht mehr auf sie. Ihr reger Verkehr mit den Griechen hatte zur Folge, daß sie immer mehr griechische Elemente aufnahmen und daß die dritte Generation dem Deutschtum ganz verloren ging. Das in Herakleion mit dem Jahre 1845 beginnende Kirchenbuch weist fast nur deutsche Namen auf. Viele davon sind ganz aufgegangen, so die Familien Reiß, Neidisch, Dachlauer, Kerner, Ferbert, Setz, Seiler und Klinger. Andere sind in alle Winde zerstreut, so die Familien König, Mayer und Wagner; das Haus Fix ist in Athen zu Ansehen gelangt. Aber wie sind im Laufe der Jahrzehnte diese Namen entstellt worden! Auf einer Anhöhe im Norden liegt der armselige Friedhof mit seinen verfallenen Gräber, morschen Holzkreuzen und einigen Gedenksteinen in trauriger Einsamkeit. Hier sind die Namen mit griechischen Buchstaben geschrieben und gar seltsam nehmen sie sich in ihrer fremden Rechtschreibung aus? In Herakleion, ihres deutschen Namens würdig, leben nur noch die Nachkommen der Pittlinger, Kegelmaier, Miller und Feller, die fast nur durch alte Frauen vertreten werden. Von den beiden letzteren Häusern leben hochbejahrte Matronen, die die schon selten gewordenen deutschen Besucher mit ihrem unverfälschten bayrischen Dialekt willkommen heißen. In diesen Frauen lebt der deutsche Geist noch fort, aber den Zusammenbruch des Deutschtums, der sich vor ihren Augen vollzog, zu verhindern, haben sie nicht vermocht. Noch träumen sie von der Wiederkehr schönerer Zeiten, von dem Wiederaufleben deutscher Sitten und deutscher Art; die griechische Kirche und Schule sind ihnen jedoch längst zuvorgekommen, und die jüngste Generation erwächst bereits in rein griechischem Geiste. Eine laute Jugend belebt das Dorf, es sind Blondköpfe mit lockigem Haar und blauen Augen, noch echt deutsche Kinder, die ihre Abkunft in ihrem Aeußern wenigstens nicht verleugnen.

Der Kampf um die Senator-Nomination in Massachusetts darf auch als ein Zeichen der Zeit gelten, denn wenn sich jemand findet, der es wagt, gegen Senator Lodge, einen der gefeiertsten Männer seines alten Staates, aufzutreten, und wenn dieser Gegner noch dazu ein Angehöriger einer der alten Familien und ein Kongreßman mit politischen Erfahrungen ist, so müssen sich dort doch Umwälzungen anbahnen, von denen man im Lande wenig weiß. Kongreßmann Butler Ames, der sich um die Senator-Nomination bewirbt, ist ein Enkel des berühmten General Ben Butler und sein Vater war Kommandeur der Division, die Fort Fischer nahm. Ames hat Geld und Anhänger und ein treffliches Programm. Senator Lodge hat auch Geld und Anhänger und — die beste Maschine, die es gibt. — Allein trotzdem wird Senator Lodge zu kämpfen haben. Sein Gegner ist ihm gewachsen. Er soll zudem die Unterstützung des Senators Cran von Massachusetts haben, der, obwohl selbst ein hervorragender Mann, den dominierenden Einfluß seines Kollegen schwer empfindet. Dazu kommt, daß man über das Verhalten des Senators Lodge in neuerer Zeit doch anders denkt wie früher. Seine Ergebenheit gegen Geld- und Korporations-Interessen ist nicht abzuleugnen und das fällt bei den gegenwärtigen Zeitläuften schwer ins Gewicht.